



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Honigberger, R.: Die deutschen Einwanderungen in Siebenbürgen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die deutschen Einwanderungen in Siebenbürgen

Von Pfarrer R. Honigberger-Bukarest



Der ungarische Staatssekretär Szterényi hat kürzlich bei einer Gelegenheit öffentlich darauf hingewiesen, daß im gegenwärtigen Weltkriege unter sämtlichen Völkerschaften Ungarns kein Volkstamm größere Opferwilligkeit bekundet habe, als die Siebenbürger Sachsen. Sie stehen nicht nur hinsichtlich der freiwilligen Gaben, die für Kriegszwecke eingesammelt wurden an erster Stelle, sondern haben auch den größten Prozentsatz Soldaten gestellt. Die zahlreichen Auszeichnungen, die sächsische Mannschaften und Offiziere vom einfachen Freiwilligen bis hin zu Arz von Straußenburg, dem heldenmütigen Sieger von Limanova und erfolgreichen Führer der siebenbürgischen Ostarmee, erhalten haben, beweisen, daß es diesen Truppen in keiner Weise an soldatischer Tüchtigkeit fehlt. Unverhältnismäßig groß sind denn auch die Verluste der Siebenbürger Sachsen. Mancher treue Volksfreund konnte nur mit ernster Sorge an die Zukunft denken, wenn er all der blühenden Menschenleben gedachte, die in diesem blutigen Ringen dahingerafft wurden. Und doch war der Kelch der Leiden noch nicht gefüllt. Erst der verräterische Einbruch der Rumänen hat das Maß des Unglücks voll gemacht.

Plötzlich und gänzlich unvorbereitet mußten weite, vorwiegend von Sachsen bewohnte Gebiete vor dem herannahenden Feinde geräumt werden. Was nur irgend konnte, suchte zu entkommen. Aus der Geschichte vergangener Jahrhunderte glaubte man zu wissen, was von den „Blochen“ (=Walachen) zu erwarten sei. In alten Chroniken wird uns von dem walachischen Fürsten Wlad dem Dritten (1457—1504), der den Beinamen Tepes, d. i. „der Pfähler“ erhalten hat, berichtet, daß er bei einem Überfall auf Kronstadt eine große Anzahl sächsischer Gefangener aufspießte ließ und mitten unter ihnen zu Tisch gefessen sei „und sein fremd daselbst gehabt“ habe. Und er war nicht der einzige in seiner Art. Noch der letzte rumänische Bauernaufstand im Jahre 1906 hatte gezeigt, daß bei aller sonst zu Tage tretenden Gutmütigkeit des Rumänen doch auch furchtbar grausame Instinkte in diesem Volk leben. Es ist nur natürlich, daß ein großer Teil der Bevölkerung Süd- und Ost-siebenbürgens beim Nahen der rumänischen Heere zu entfliehen suchte. Die Bilder, die uns von dieser Flucht berichtet werden, sind teilweise geradezu erschütternd. Und wie schwer wurden die besetzten Ortschaften durch die Willkür

der rumänischen Truppen und durch Ausschreitungen der zurückgebliebenen einheimischen rumänischen Bevölkerung betroffen! Wie viel Arbeit, wie viel aufopfernde Mühe wird es nun — nach der Befreiung des Landes — kosten, bis aller Schade wieder ausgeglichen sein wird!

Jedenfalls versteht man es, wenn sich in diesen Tagen die Teilnahme weiter Kreise in Deutschland dem kleinen Brudervolke in Siebenbürgen zuwendet, das seit sieben einhalb Jahrhunderten dort im äußersten Osten der Väter Art und Sprache sich so treu bewahrt hat. Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen — von den Sachsenbischofen G. D. Teutsch und seinem Sohne D. Fr. Teutsch ergreifend dargestellt — ist tatsächlich eines der interessantesten Kapitel aus der Vergangenheit des Deutschtums im Auslande. Und insbesondere bietet die Geschichte der deutschen Einwanderungen in Siebenbürgen eine Fülle anziehendsten Materials dar. Es sei darum gestattet, hierüber im folgenden einiges zu erzählen.

## I.

Im Volksliede der Siebenbürger Sachsen heißt es:

„Siebenbürgen, Land des Segens,  
Land der Fülle und der Kraft!  
Mit dem Gürtel der Karpathen  
Um das grüne Kleid der Saaten,  
Land voll Gold und Nebenfaß!“

Was da gesagt ist, ist nicht etwa poetische Übertreibung. Siebenbürgen ist reich an Schätzen und Schönheiten der Natur. Wer auf dem Wege von Budapest nach Klausenburg die Höhen der Karpathen erreicht hat und nun im ersten Morgenlichte hinunterschaut auf all die Berge und Hügel, die vor ihm liegen, auf all die Fluren, die sich dort ausbreiten, dem bestätigt sich sofort die Wahrheit jener Liedworte.

Solch eine Fahrt durch Siebenbürgen gehört tatsächlich zu den schönsten Eindrücken, die man empfangen kann. Vorüber an dem stolzen, einst rein deutschen Klausenburg, führt uns der Zug zwischen freundlichen Hügeln hindurch, an fruchtbaren Ebenen und Tälern entlang über anmutige Ströme hinweg. Rechts und links sehen wir zum Teil recht ärmliche Dörfer mit strohgedeckten Hütten, unregelmäßigen Gassen, unansehnlichen Kirchen, wenig gepflegten Friedhöfen. Aber plötzlich blicken wir verwundert auf. Ein stattliches Dorf liegt vor uns; von der alterstgrauen Kirche steht man nur Dach und Turm, weil der übrige Teil durch eine zwei bis dreifache Ringmauer verborgen wird, die wieder von massiven Verteidigungstürmen unterbrochen ist. Die Mauern und Türme, selbst der Kirchturm sind mit Schießscharten und Becknasen versehen: die erste sächsische Kirchenburg, deren es in Siebenbürgen so viele gibt! Die Häuser des Dorfes sind aus Ziegeln gebaut, selbst die Dächer der Scheunen mit Ziegeln gedeckt; die breiten Gassen sind regelmäßig angelegt, sauber gehalten, zum Teil mit Obstbäumen bepflanzt. Und wie

anders die Bebauung der Felder im Vergleich zu dem, was man bis dahin gesehen; man merkt es sofort: ein deutsches Dorf liegt vor uns. Und nun wiederholt sich der herzerquickende Anblick immer häufiger; bald sehen wir das schöne, freundliche Mediasch mit seinem schlanken, hochragenden „Tramiterturm“ (Trompeterturm), bald erblicken wir das hochgetürmte, urdeutsche Schäßburg: Kirche und Schule hoch oben auf dem Berge, Stadtmauern, mittelalterliche Dachgiebel, der prächtige Studenturm, einer der schönsten Bauten Siebenbürgens, darunter; dann wieder das anmutige Komitatsgebäude in herrlicher malerischer Lage. — Und weiter geht's. Dort in der Ferne sehen wir die mächtige Neper Burg ragen. Nun sind wir im Geisterwald, in welchem sich der Altfluß dahinschlängelt, und jetzt geht es hinein ins herrliche Burzenland. Ob es wohl viele ebenso schöne Ländchen geben mag? Die Dörfer und Fabriken erzählen von ungebrochener Bauernkraft und von regem Gewerbsfleiß, die Burgen und Kirchenkastelle von harten, schweren Kämpfen. Und wie stolz ragen dort der düstere Butschetsch und der vornehme Königstein, der kahle Krähenstein und der freundliche Schuller, wie würdig grüßen sich dort die zwei uralten Zwillingsbrüder Zinne und Zeidnerberg. — Jetzt macht der Schienenweg eine große Biegung nach Osten. Die romanische Bartholomäerkirche in der „Altstadt“ taucht auf, das Kastell auf dem Schloßberg schaut ernst zu uns hernieder. Die Lokomotive pfeift — wir sind in Kronstadt. Schnell auf die Trambahn! Sie führt uns durch die Blumenau zum Rudolfsring und auf den Marktplatz, wo wir neben dem interessanten Rathausbau halten. — Die Stadt liegt zwischen mächtigen Bergen eingebettet. Man muß den Kopf hoch heben, um das Blau des Himmels zu sehen. Die Häuser erscheinen angefaßt dieser Umgebung kleiner als sie sind, nur die wuchtige gotische „schwarze Kirche“ nimmt sich selbst hier noch imposant aus. Wieder sind wir in einer deutschen Stadt. Man fühlt es, trotz all der fremden Laute, die an das Ohr schlagen. Deutsch ist die Bauart, deutsch die Lebensführung, deutsch auch die Verwaltung.

Und wie deutsch! Ich habe einmal das aufgeregte Treiben einer Abgeordnetenwahl in Kronstadt mitgemacht. Einem früheren Abkommen gemäß sollten die Ungarn eine von den vier Abgeordnetenstellen mit ihren Kandidaten besetzen dürfen; sie wollten aber zwei Stellen haben. Da versteiften sich die Sachsen: soll es einen Wahlkampf geben, dann sollt ihr keinen Abgeordneten durchbringen! Und alle Mann wurden aufgeboten. Trotz aller Einschüchterungsversuche, trotz aller Drohungen seitens der Vertreter der Behörden blieb keiner weg. Manche Bürger schlepten ihre neunzigjährigen Väter in den Wagen und führten sie zur Wahlurne, die Kaufleute lachten der Boykottandrohungen ihrer ungarischen Kunden, die Handwerker ihrer Staatsaufträge, deren Entziehung man ihnen in Aussicht stellte. Und bald kam aus dem ersten Bezirk, bald aus dem zweiten, dritten und spät abends auch aus dem vierten Bezirk die Siegesnachricht. Das war ein Jubeln! Alles eilte auf den Marktplatz. Dort waren bereits die Wahlgegner beisammen und piffen und zischten und drohten. Aufgeregt sprengten

berittene Polizisten hierhin und dorthin. Da plötzlich stimmt jemand an: „Siebenbürgen, Land des Segens.“ Hunderte, Tausende von Stimmen fallen mit ein. Und nun hört man nichts mehr von all dem wüsten Lärmen, mächtig übertönt der alte Kraftgesang alles umher. Etwas Großes ist es um das Nationalgefühl! Wer es sonst nicht kennt, in Siebenbürgen lernt er es kennen. — Das ist so ein Bild aus früheren nationalen Kampftagen. Heute, da Deutsche und Ungarn den schweren gemeinsamen Kampf um ihre Existenz durchringen müssen, heute, da beide Völker einsehen gelernt, wie sehr sie aufeinander angewiesen sind, stehen Deutsche und Magyaren einmütig beisammen, und nur in vereinzelt überhitzten Journalistengemütern spielt noch der alte Gegensatz eine gewisse Rolle. Im allgemeinen wird wohl der Weltkrieg auch in Ungarn die Einsicht geweckt haben, daß der Deutsche in Ungarn seine Existenzberechtigung hat, ja daß er der einzige wirklich zuverlässige Bundesgenosse des von fremden Nationen umspülten Magyarentums sein kann.

Viel ließe sich noch von schönen Kreuz- und Duerfahrten in Siebenbürgen erzählen. Unvergeßlich sind mir wiederholte Ausflüge nach der lieben „Haupt-Hermannstadt“, die gerade jetzt der Schauplatz so schwerer Kämpfe gewesen ist. Sie ist heute noch wie vor alters mit ihren Schulanstalten, ihrer Nationsuniversität, ihren Sammlungen, Bibliotheken, ihren Vereinen und Banken, und vor allem auch als Sitz des Bischofs der evangelischen Landeskirche der Mittelpunkt des Deutschtums in Siebenbürgen. Als Sitz des Kommandanten des siebenbürgischen Armeekorps fällt ihr auch große militärische Bedeutung zu. — Erwähnt sei endlich als wichtigstes Zentrum des Deutschtums im nördlichen Siebenbürgen die freundliche Stadt Bistritz, in deren Nähe jetzt gleichfalls heftige Kämpfe toben. Auch Bistritz besitzt, wie Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg und Mediasch ein voll ausgebautes deutsches Gymnasium. Hermannstadt beherbergt außerdem eine Oberrealschule und ein Lehrerseminar, Schäßburg ein Lehrerinnenseminar usw., wie denn das deutsche Schulwesen in Siebenbürgen außerordentlich entwickelt ist. —

Siebenbürgen ist etwa 955 Quadratmeilen groß und zählt gegen 2 $\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner. Davon sind etwa 1 350 000 Rumänen, 800 000 Magyaren, etwa 230 000 evangelische Deutsche („Sachsen“); der Rest entfällt auf Armenier und andere Nationalitäten. Klein ist, wie man sieht, die Zahl der Deutschen, aber sie haben dem Lande doch in erster Linie das Gepräge aufgedrückt. Man kann sagen: in Siebenbürgen steht der kulturelle Einfluß der einzelnen Bevölkerungsschichten im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Volkszahl. Bei weitem voran marschieren die Deutschen, dann folgen die Ungarn und zuletzt die Rumänen, die der Zahl nach das Übergewicht besitzen. Ist das noch in der Gegenwart so, so war es in früheren Jahren in noch erhöhterem Maße der Fall. —

Um die Zeit des Beginnes unserer Zeitrechnung herrschten in Siebenbürgen und im Gebiete des heutigen Rumäniens die Daken. Sie waren ein

kriegstüchtiges, auch in Gewerbe und Handel nicht ganz zurückgebliebenes Volk. Den Höhepunkt ihrer Macht hatten sie unter Decebalus erreicht. Doch wurde dieser von dem römischen Kaiser Trajan in zwei Feldzügen besiegt. Decebalus nahm sich das Leben und ganz Dacien wurde 106 n. Chr. römische Provinz. Ulpia Trajana wurde die Hauptstadt derselben. Heute noch finden sich Trümmer dieser Stadt, die mit ihren Überresten von Tempeln und Zirkussen und Wasserleitungsanlagen, ihren Bildwerken und Inschriften einen Eindruck geben von der römischen Kultur, die auch hier Boden gefaßt hatte. — Dem Andrängen der benachbarten Barbaren konnte das römische Volk freilich nicht standhalten. Im Jahre 274 (n. Chr.) räumte Aurelian das Land und siedelte die Truppen und Provinzialen in Mösien am rechten Donauufer an. Die etwaigen Reste römischer Bevölkerung wurden durch die Wirren der Völkerwanderung vernichtet. Goten, Gepiden, Longobarden und Avarn (letztere durch zweihundert Jahre hin) wechselten sich in der Herrschaft ab, bis schließlich gegen Ende des neunten Jahrhunderts die wilden Petschenegen den maßgebenden Einfluß gewannen.

Vielleicht schon um diese Zeit siedelten sich die Székler, ein magyarischer Volksstamm, im Osten des Landes an, während im Westen die Magyaren erst im elften Jahrhundert auftauchten. Diese hatten ihre ursprüngliche Heimat im Altaigebiet verlassen und sich in „Atelkuzu“ (zwischen Dniepr und Sereth) niedergelassen. Als aber 895 die Petschenegen Atelkuzu verwüsteten, da verließen die Magyaren das Land, um sich in der ungarischen Tiefebene niederzulassen. Die zahlreichen Raubzüge, die sie von hier aus in den nächsten Jahrzehnten unternahmen, sind aus der Weltgeschichte allgemein bekannt. Nachdem aber die Magyaren 933 bei Mersenburg und 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg entscheidende Niederlagen erlitten hatten, mußten sie, um sich allmählich zu erholen, des Friedens pflegen. Unter Geysa und Stephan dem Heiligen konsolidierte sich ihr Staatswesen. Das Christentum wurde eingeführt, deutsche Einwanderer wurden ins Land gerufen, Bistümer und Kirchen wurden gegründet. 1021 besiegte Stephan die durch Siebenbürgen nach Ungarn einbrechenden Petschenegen. Jedoch erst gegen Ende des elften Jahrhunderts wurde Siebenbürgen zu einem mehr oder weniger gesicherten Besitztum des ungarischen Reiches, besonders nachdem Ladislaus der Erste (der „Heilige“) die Kumanen in zwei Feldzügen (1084 und 1089) besiegt und das Bistum von Weiszenburg am Mieresch errichtet hatte. Seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts finden wir in Siebenbürgen auch die Einteilung in Komitate, an deren Spitze Obergespane standen. Über die Komitatsobergespane war der Woiwode gesetzt, der das Land im Namen des Königs verwaltete. Jedenfalls wurden auch mehr und mehr Magyaren in Siebenbürgen angesiedelt. Doch waren diese ungarischen Siedelungen hauptsächlich auf die Gebiete des Szamoschflusses beschränkt. Im Osten und Süden bildete der Mieresch (magyar.: Maros) ihre Grenze. Weiter südlich war das Land nach einer Äußerung des päpstlichen Gesandten Gregorius ein desertum, d. h. eine

unbewohnte Einöde. Das Land war nur nominelles Besitztum des Königs von Ungarn.

Traurig stand es damals um die Kultur des Landes. Ungarn war dem alten deutschen Geschichtsschreiber Otto von Freisingen fast wie eine Wildnis vorgekommen. In den Dörfern und Marktflecken gab es über alle Maßen elende Häuser, die aus Rohr gebaut waren, im Sommer wohnte man unter Zelten. In Siebenbürgen gab es, abgesehen von einer dünnen slawischen Schicht, überhaupt keine sesshafte Bevölkerung, somit auch kein Gewerbe, keinen Ackerbau, kein Geld, keine Kultur. Die spärlichen Bewohner lebten in der primitivsten Weise, insbesondere von der Jagd. Die Abgaben an Kirchen und Klöster, die man hier und da anfang zu gründen, bestanden in Salzsteinen, Marberfellen, Lederriemen, Bärenhäuten und Auerochsenhörnern, die hier damals noch reichlich erbeutet werden konnten.

Einzelne Teile Siebenbürgens waren übrigens schon vor der Einwanderung der Sachsen von Deutschen bewohnt: so Chrapundorf, Karako, Rams und Dees. Auch Rodna wird als „eine große teutonische Stadt im Gebirge“ erwähnt. Wie schon der Name dieser Stadt besagt, so wurde hier vor allem Bergbau betrieben.

Über die Rumänen findet sich noch keine urkundliche Erwähnung (vgl. Röslers „Rumänische Studien“, Leipzig 1875). Was die rumänischen Historiker von angeblicher historischer Priorität ihres Volkes behaupten, gehört dem Gebiet der Phantasie an.

In der Regierungszeit Geisa des Zweiten (1141 bis 1162), und zwar in den ersten Jahren derselben, als noch freundschaftliche Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschland bestanden (man denke an die Verlobung einer Schwester Geisas mit dem Sohne des deutschen Kaisers Konrad des Dritten), erfolgte die massenweise Heranziehung von Deutschen nach Siebenbürgen.

## II.

Aus welchen Teilen Deutschlands wohl die Siebenbürger Sachsen eingewandert sein mögen?

Urkunden, die uns über diese Frage genaue Auskunft geben könnten, sind nicht vorhanden. So ist es erklärlich, daß seit jeher mancherlei willkürliche Kombinationen über dies Thema angestellt wurden.

Bekannt ist die Sage vom Rattenfänger von Hameln. Einen brauchbaren Fingerzeig bezüglich der Urheimat der Sachsen enthält sie aber nicht. Daß jene Kinder, die dem Rattenfänger folgend angeblich in einer Bergöffnung verschwunden waren und nach monatelangem Wandern in Siebenbürgen aufgetaucht seien, die Vorfahren der Deutschen in Siebenbürgen sein sollten, ist von vornherein ins Gebiet des Märchens zu verweisen. Wohl hat man im Mittelalter unschuldige Kindlein das heilige Land erobern lassen wollen, aber

man weiß ja, mit welchem kläglichem Erfolg. Kinder hätten die Kolonisierung Siebenbürgens gewiß nicht durchführen können. Zu dieser Arbeit bedurfte es ganzer Männer. Dafür hat man auch in Deutschland eine Empfindung, was schon aus der schlesischen Redensart hervorgeht, die man ungeschickten Menschen gegenüber anzuwenden pflegt: „Du würdest dich in Siebenbürgen nicht zurechtfinden“.

Die älteren sächsischen Schriftsteller (aber auch Melancthon) vertraten die Meinung, daß die Sachsen die Überbleibsel der alten gotischen Einwohner Siebenbürgens seien, die sich dann später mit den neu hinzugezogenen deutschen Pflanzvölkern vermischt hätten, so z. B. Ezirner, Frank von Frankenstein, Haner, Kelp, Massa, Löppelt u. a. Diese Pflanzvölker sollten entweder unter Karl dem Großen, nach andern unter Herzog Geisa, dem Vater Stephans des Heiligen ins Land gezogen sein; nach den dritten sollten sie die Nachkommen der deutschen Hilfsvölker sein, die Stephan der Heilige im Kampfe gegen den heidnischen Herzog Gyula herangezogen.

Da jedoch Siebenbürgen nachweislich erst später zu einem bleibenden Besitztum der ungarischen Krone geworden ist, so wird es doch wohl bei der Angabe des Andreanischen Freibriefes sein Bewenden haben, wonach die Sachsen — wie bereits erwähnt wurde — unter König Geisa dem Zweiten ins Land gerufen wurden.

In zwei alten Urkunden werden die Sachsen „Flandrer“ genannt. Demnach müßten sie aus der Gegend südwestlich von der Rheinmündung stammen, aus jenen heute noch vorzugsweise von Vlamen bewohnten Gebieten, die teils zu Holland, teils zu Belgien gehören und gegenwärtig teilweise durch deutsche Truppen besetzt sind. Lange Zeit hindurch galt tatsächlich dies Gebiet als die Urheimat der Sachsen, und manches schien für die Richtigkeit dieser Annahme zu sprechen. Haben doch von hier aus gerade im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zahlreiche Auswanderungen nach Holstein, Mecklenburg und Brandenburg stattgefunden, ja bis hin nach den Ostseeprovinzen. Eben dieser Umstand mochte jenen päpstlichen Legaten Gregorius, der die in Rede stehenden Urkunden verfaßt hat, dazu verleitet haben, die gleichfalls vom Rhein stammenden Sachsen „Flandrer“ zu nennen. Übrigens wurde noch in späteren Jahren das alte vlämische Auswandererlied gesungen:

In's Ostland wollen wir ziehen,  
Gingehen ins östliche Land,  
Al über die grüne Heide,  
Da ist ein besserer Stand.

Als wir ins Ostland kamen,  
Al unter das hohe Haus,  
Da wurden wir eingeladen,  
Frisch über die Heide,  
Sie hießen uns willkommen sein.

Zu beachten ist auch die alte siebenbürgische Sage, wonach die Sachsen am Meere wohnten, wo vier Flüsse einmünden, die aber alle aus einem kommen. Sie würde auch auf die Rheinmündung als Urheimat der Sachsen hinweisen. — Auffallend ist ferner, daß das alte Siegel des Hermannstädter Gaues, das aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt, drei Seeblumenblätter führt. Endlich darf hier eine Redensart erwähnt werden, die man manchmal in Kronstadt hören kann, wonach Menschen, die sich sehr verdußt zeigen, gesagt wird: „Du machst ein Gesicht, als wärest du gestern aus Holland gekommen“. Doch ist diese Redensart vielleicht erst später entstanden und hat ihren Ursprung eben erst der Theorie von der holländischen Abstammung der Sachsen zu verdanken.

Der offizielle Name der Einwanderer lautet jedoch nicht „Flandrer“, sondern „Teutonici“ und „Saxones“. Auch diese Benennungen besagen allerdings nichts über die Herkunft, da sie allgemeine Kolonistennamen in Ungarn waren.

Genauere Auskünfte über die Urheimat der Sachsen geben uns jedoch die Dialektforschungen. Man hat gefunden, daß der siebenbürgisch-sächsische Dialekt unter allen Mundarten Deutschlands die größte Verwandtschaft mit dem mittelfränkischen Dialekt hat, der zwischen Trier und Düsseldorf, also in Köln, Bonn, Koblenz, Trier und Aachen sowie im nordwestlichen Teile Deutsch-Lothringens und im heutigen Luxemburg gesprochen wird. Demnach muß der größte Teil der „Sachsen“ aus dieser Gegend stammen. Die neuesten Forschungen auf diesem Gebiete haben hierfür tatsächlich den deutlichsten Erweis gebracht. Sind doch für einzelne Gegenden sogar Ortsbenennungen, Personen-, Fluß- und Nidnamen nachgewiesen, die einfach nach Siebenbürgen übernommen wurden. Auch Rechtsgewohnheiten, Sitten und Bräuche, Sagen, Märchen und Mythen aller Art deuten hierher. Geradezu ergreifend, in wissenschaftlicher Hinsicht aber durchschlagend zu nennen ist die folgende Begebenheit, die uns einer unser hervorragendsten sächsischen Dialektforscher (Stadtpfarrer D. Schullerus in Hermannstadt) erzählt. Droben im Luxemburgischen war es, wo er und seine Genossen gelegentlich einer wissenschaftlichen Forschungsreise in einer einfachen Dorfschenke eingekehrt waren; sie saßen mit einigen schlichten Leuten zusammen und unterhielten sich, jeder in seinem eigenen Dialekt. Man verstand sich vorzüglich. Nach einer Weile fragt Schullerus: „Was meint ihr, sind wir aus dieser Gegend?“ „Ja“, wird ihm geantwortet, „aber ihr seid lange aus dieser Gegend hier weg“. — „Gewiß“, sagt Schullerus, „es sind 750 Jahre her“. Ein neugieriges Aufsehen. Schullerus erzählt nun und es zieht wie ein stilles Errinnern durch den Raum.

Weniger sicher als über die Herkunft sind wir über den Weg orientiert, den die Auswanderer nach Siebenbürgen genommen. Der Sage nach sollen sie über Oberungarn gekommen sein, wo eine Anzahl Familien, ermüdet von den Anstrengungen der Wanderschaft, zurückgeblieben seien. Von ihnen stammen

angeblich die „Zipser Sachsen“, die von den Siebenbürgern eben deshalb, aber auch wegen ihrer nicht allzu strammen nationalen Gesinnung die „Marode-Sachsen“ genannt werden. — Der Weg der Einwanderer dürfte dann — vorausgesetzt, daß dieser Sage ein historischer Kern eignet — über Szatmár-Németi und durch Nord-Siebenbürgen hinunter in die Gegenden von Hermannstadt, Leschtisch und Groß-Schenk geführt haben. Noch heute heißt dieses Gebiet das „alte Land“; aus strategischen Gründen war es notwendig, hier die ersten Kolonien anzulegen. Wenig später wurde Reps, Schäßburg, Broos, Mühlbach und Reußmarkt begründet. — Ob der nördliche Teil mit Bisritz und Sächsisch Regen schon früher, oder erst um diese Zeit besiedelt wurde, ist eine Streitfrage. Daß es aber im Norden Siebenbürgens schon ältere deutsche Kolonien gab, z. B. das bereits erwähnte Rodna, steht außer Zweifel. — Die Besiedlung Mediaschs und Schellens fällt ins dreizehnte Jahrhundert, ebenso diejenige des Burzenlandes.

Die Ursachen der Auswanderung gibt uns ein sächsischer Dichter (Fr. Marienburg) folgendermaßen an:

Als an des Rheines Felsenstrand  
Der Ritter Burgen baute  
Und vor des Eisenmannes Hand  
Dem frommen Bürger graute,  
Da beugte vor gewalt'gem Streich  
Geknechtet sich die Menge;  
Da ward's im heiligen deutschen Reich  
Dem freien Mann zu enge.

Da zogen viele Männer aus  
Ein neues Land zu finden:  
Wir wollen uns ein neues Haus,  
Ein Haus der Freiheit gründen!  
Uns winkt des Urwalds freier Schoß  
Im fernen Ungarlande,  
Drum reißen wir uns weinend los  
Vom heimischen Verbande!

Um sich die verlorene Freiheit wieder zu retten, um dem Steuerdrucke durch Feudal-Adel und Hierarchie zu entgehen, von Mißwachs und Hungersnot getrieben, zogen sie fort nach Siebenbürgen, wo sie Freiheit und Überfluß sich schaffen konnten. Vielleicht spielte auch der deutsche Wandertrieb dabei eine große Rolle, der eben damals zur Kolonisierung des ganzen Ostens Europas — Böhmens, Mährens, Osterreichs, der deutschen Ostseeprovinzen — führte. Eine der größten Taten des Deutschtums, die wie wenig andere Zeugnis ablegt von der inneren Kraft, die in diesem Volke wirksam ist. — Eine Welle dieses gewaltigen Auswandererstromes ist auch das Sachsenvolk Siebenbürgens. Und Geisa hatte Recht, diese Welle hierher zu lenken. Das Land war „wüste“, eine verlassene Einöde, in der sich nur räuberische Horden umhertrieben. Geisa wußte, daß nur deutsche Auswanderer es der Kultur gewinnen konnten. Überall stand ja deutsche Treue, deutsche Ausdauer und Tapferkeit hoch im Ansehen.

(Schluß folgt)

